

Rede der Preisträgerin der PRO ASYL-Hand 2012 GERGISHU YOHANNES

Es gilt das gesprochene Wort

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gäste,

mein Name ist Gergishu Yohannes. Ich bin vor genau 30 Jahren als sogenannte unbegleitete Minderjährige mit Hilfe des UNHCR nach Deutschland gekommen. Auf meinen Wunsch hin ging ich im Ursulinen Kloster in Bielefeld und im Ursulinen Kloster in Bonlanden zur Schule und besuchte noch weitere Schulen, unter anderem die Akademie Klausenhof in Dingden. Ich habe sehr viel Glück gehabt, weil ich in Deutschland die Möglichkeit bekam, das Beste aus meinem Leben zu machen und vor allem aber in Frieden leben zu dürfen.

Ich bin im Krieg geboren und meine Kindheit war geprägt von einem Land, in dem Krieg, Angst und Unsicherheit herrschten: Ich bin in Eritrea geboren. Eritrea liegt am Horn von Afrika direkt am Roten Meer.

Ich habe jeden Tag Menschen sterben sehen. Ich habe jeden Tag Angst um mein Leben gehabt. Ebenso fürchtete ich um das Leben meiner Familie, meiner Freunde und Nachbarn, meiner Lehrer und Klassenkameraden – ich weiß, was es heißt, immer in Angst und versteckt leben zu müssen. Ich habe viele Familienangehörige im Krieg und auch durch die Folgen des Kriegs verloren, darunter auch meine Eltern. Ich weiß also auch, was es heißt, sich von geliebten Menschen zu trennen, ob durch Tod oder dadurch, meine Familie und Freunde und meine Heimat verlassen zu haben, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen, einfach nur, um das eigene Leben zu retten.

Im Jahr 1986 erfuhr ich, dass mein Vater von äthiopischen Soldaten angeschossen und sehr schwer verletzt worden war. Ich hatte damals nicht die Möglichkeit, mit meiner Familie Kontakt aufzunehmen. Damals habe ich nicht verstanden, warum er sich in Gefahr gebracht hat. Er wusste ja schließlich, dass die Soldaten auf ihn schießen würden. Ich war wütend auf meinen Vater, dass er nun mit Krücken gehen musste, weil er sich offenbar in Dinge eingemischt hatte, die ihn persönlich nicht betrafen. Später erfuhr ich, dass mein Vater Zivilcourage gezeigt hatte. Er hatte sich für Jugendliche eingesetzt, die von äthiopischen Soldaten misshandelt und geschlagen wurden.

Seit 1990, das heißt, seit ich die genaue Geschichte über das Verhalten meines Vaters kenne, kann ich mit Stolz sagen, was für ein couragierter Mensch er doch gewesen ist. Durch seinen Einsatz hatte er an jenem Tag neun jungen Männern das Leben gerettet.

1990 wurde meine Mutter während einer Beerdigung von einer Mine schwer verletzt und verlor dabei ein Bein und einen kleiner Finger. Inzwischen besaß ich die deutsche Staatsangehörigkeit und flog sofort über Äthiopien nach Eritrea, um bei meiner Mutter zu sein. Meine Mutter freute sich zwar, dass ich noch lebte und sie mich nach langer Zeit wiedersehen konnte. Sie bat mich aber, sofort wieder das

Land zu verlassen, da ich mich in dem Land, in dem ich geboren wurde, in Gefahr befand. Ich blieb trotzdem bei ihr und pflegte sie ungefähr drei Monate lang. Dann jedoch wurde mir klar, dass ich meiner Mutter mit jedem Tag mehr Sorgen bereitete und ich mich wirklich in großer Gefahr befand. Schließlich kam ich der Bitte meiner Mutter nach und verließ Eritrea wieder. Einige Monate später, nach dem ich wieder in Deutschland war, erlag meine Mutter ihren schweren Verletzungen. Sie soll gesagt haben, dass sie nun glücklich Abschied nehmen würde. Weil sie wusste, dass ihre Tochter nun in einem friedlichen Land leben würde, wo ein Menschenleben hoch geschätzt und geachtet wird.

Ich habe nicht vor, meine ganze Familiengeschichte zu erzählen. Ich will nur verdeutlichen, dass man, wenn man hier willkommen geheißen wird, auch das schlimmste Trauma seines Lebens besser verarbeiten kann.

Der Unterschied zwischen dem damaligen und dem heutigen Europa ist, dass die Flüchtlinge, die damals um ihr Leben kämpften, hier Schutz fanden, während sich die EU heute systematisch gegen Flüchtlinge abschottet. Heute braucht man ein Visum, um die EU-Außengrenzen zu passieren – aber leider gibt es keine Visa für Flüchtlinge.

Es wird in der Öffentlichkeit immer wieder betont, die Menschenwürde sei unantastbar.

Es wird oft von Menschenrechten gesprochen.

Aber auf die Frage, für wen genau wohl diese Menschenrechte gelten, finde ich persönlich keine Antwort.

Im August 2009 habe ich ein 20-jähriges Mitglied meiner Familie im Mittelmeer verloren. Mein Bruder kämpfte über 20 Tage lang um sein Leben. Die fünf Überlebenden erzählen, dass mehr als zehn Schiffe pro Tag an dem manövrierunfähigen Schlauchboot vorbei fuhren. Auf diesem Schlauchboot waren mehr als 80 Menschen, darunter viele schwangere Frauen, minderjährige Kinder, viele junge Männer und Frauen. Sie riefen um Hilfe, aber niemand reagierte darauf, niemand dachte darüber nach, dass auf diesem Schlauchboot Menschen sind, denen unbedingt geholfen werden muss.

Es interessierte niemanden, dass auf diesem Boot Menschen sind, die das Recht zu leben haben und für die auch Menschenrechte gelten.

Sie starben einen langsamen, qualvollen Tod. Ich frage mich fast jeden Tag und jede Stunde, wo jene Menschen ihr Gewissen gelassen haben, die einfach vorbei fuhren, ohne Hilfe zu leisten. Wie können sie weiterhin seelenruhig schlafen, obwohl sie die Menschen sterben gesehen haben? Solche Fragen quälen nicht nur mich, sondern alle Familienangehörigen und Freunde der Opfer.

Mich schmerzt auch, dass die aus dem Mittelmeer geretteten Menschen mit ihrem Trauma im Stich gelassen werden. Sie müssen in Italien auf der Straße leben, ohne Essen, ohne Kleidung, einfach ohne alles – sie haben nicht einmal die Möglichkeit, ein Medikament gegen Kopfschmerzen zu bekommen.

Ich habe die Familien und Freunde der Opfer besucht und mich mit den Geschichten der Opfer beschäftigt. Jedes Opfer hat eine einzigartige Geschichte. Alle Opfer waren großartige Menschen, die Träume hatten, ein besseres und friedliches Leben zu führen. Dies war ihnen leider nicht vergönnt. Da ich nicht alle Geschichten vorlesen kann, habe ich für Sie heute eine Geschichte ausgesucht, die mich immer wieder zum Nachdenken bewegt.

Es ist die Geschichte eines bewundernswerten jungen Mannes, den ich als "Fast-Europäerin" als eine Bereicherung für die europäische Gesellschaft betrachtet hätte – wenn er gerettet worden wäre. Der junge Mann von dem ich rede, hieß Angelo. In Wirklichkeit war sein Name Mohamed. Er ist nach 19 qualvollen Tagen im Mittelmeer verdurstet und wurde nur 22 Jahre alt.

Ich habe mich mit den Eltern von Angelo (unter diesem Namen kennen ihn die fünf Überlebenden, die mit ihm auf dem Boot waren) mehrmals getroffen. Jedes Mal hatte ich das Gefühl, dass sie mir noch viel über ihren Sohn zu erzählen haben. Aber ich versuche, das kurze Leben von Angelo kurz so zu beschreiben, wie die Eltern mir seine Geschichte erzählten.

Angelo oder Mohamed wurde mit sechs Jahren in die katholische private Schule geschickt. Ein Priester gab ihm den Namen „an Angel“, weil er für diese Schule eine besondere Bereicherung war – so sein Schuldirektor, den ich auch besucht habe. Später besuchte Mohamed eine evangelische Schule, ähnlich einem deutschen Internat. Seine Eltern sind gläubige Muslime. Sie sind nicht besonders reich. Aber sie schickten ihr Kind zu den besten Schulen Eritreas. Das erfüllte sie mit Stolz, weil sie alles dafür gaben, ihr Kind loyal, tolerant und global denkend zu erziehen.

Was Mohameds Geschichte für mich besonders macht, ist ihre Symbolik: Bereits als Kind bewies er eine menschliche Größe und politische Weitsicht, die ihm selbst nicht zuteilwerden sollte.

Als Mohamed zehn Jahre alt war, sagten ihm die Eltern, dass er nun anfangen solle, mit ihnen an Ramadan zu fasten. Er antwortete ihnen, er wolle nicht unhöflich sein, aber wenn er das Gefühl dazu bekomme, werde er selbst anfangen zu fasten. Mit 13 Jahren kam er eines Morgens um vier Uhr früh zu seiner Mutter und sagte: „Mama ich will mit Euch frühstücken, weil ich angefangen habe zu fasten.“ Er fastete ohne Unterbrechung mit seiner Familie.

Es kam dann der Tag des Fastenbrechens, ein großes islamisches Fest, an dem den ganzen Tag über gegessen wird und die Familien und Freunde sich gegenseitig besuchen und sich gratulieren.

Mohamed lud seine christlichen Klassenkameraden sowie Priester und Nonnen zu sich nach Hause ein, ohne seine Familie vorher zu fragen. Das machte seine Familienangehörigen sprachlos. Später erklärte er seiner Mutter, wenn er gefragt hätte, hätten sie vermutlich nein gesagt, weil sie nicht bereit gewesen wären, die andere Religion kennenzulernen.

Mohamed war damals erst 13 Jahre alt. Aber er sprach wie ein alter Mann, sagte seine Mutter. Er freute sich sehr, dass die Christen seine Einladung annahmen. Er fühlte sich ernst genommen. Sein Vater blieb skeptisch, aber der Großvater hieß die Gäste willkommen und lud sie zum Essen und zum Trinken ein.

Mohamed ging es aber gar nicht um Essen oder Trinken. Er wollte, dass es keine Trennung zwischen den Religionen gibt. Er war der Überzeugung, dass das Leben mit Toleranz, Offenheit, gegenseitigem Respekt und Hilfsbereitschaft viel einfacher zu meistern ist. So hat er es seinen Eltern erklärt. Ab dieser Zeit war es für die Familie selbstverständlich, zweimal im Jahr für Christen und für Muslime zu kochen, sagte mir seine Mutter.

Sein Vater sagte mir: „Mohamed hat uns die Augen dafür geöffnet, was Religion wirklich bedeutet. Das hieß für ihn, jeden zu achten und zu respektieren, jedem zu helfen und sich nicht nur an seiner eigenen

Religion zu orientieren. Er erinnerte uns daran, dass es nur einen Gott gibt – nur dass jeder ihn anders nennt.

Mohamed ging es in Eritrea nicht gut. Er durfte die Universität nicht weiter besuchen, was seinen Traum zerstört hat. Er eröffnete seiner Mutter, dass er nicht wusste, was er machen solle und er für einige Zeit einen guten Freund besuchen werde, um einen klaren Kopf zu bekommen.

Es vergingen vier Monate bis seine Eltern das nächste Mal von ihm hörten.

Sie erhielten die schlimmste Nachricht, die Eltern bekommen können.

Ich finde, es ist in Mohameds – Angelos – Sinn und im Sinne von vielen anderen, den Toten und Verschollenen im Mittelmeer einen Namen zu geben. Es sind Menschen wie du und ich, Menschen, die Familien und Freunde haben, an die man jede Sekunde denkt und die man schrecklich vermisst. Diese Grausamkeit kann jeden von uns treffen – Grausamkeit kennt keine Nationalität und keine Hautfarbe. Wir sollten uns immer vor Augen halten, wie sehr diese Menschen gelitten haben, während so viele Schiffe an ihnen vorbei gefahren sind, ohne Hilfe zu leisten.

Denn diese jungen Menschen mit ihren Idealen einer toleranten, weltoffenen Gesellschaft und ihrer positiven Lebenseinstellung nehmen nicht ohne Grund so eine große Gefahr auf sich. Es ist die Macht der Politik, die sie aus ihren Heimatländern vertreibt und es ist die Macht der Politik, die sie in europäischen Gewässern umbringt.

Wie die meisten Angehörigen empfinde ich keine Rachegefühle oder Ähnliches. Ich bin nur unendlich traurig und manchmal auch wütend auf die gesamte Politik und auf die Menschen, die solch eine menschenverachtende Politik betreiben. Die Politiker, egal aus welchem Kontinent, schüren Angst und Fremdenfeindlichkeit, nur um an die Macht zu kommen und an der Macht zu bleiben.

Angelo hatte alles im Leben: eine liebende Familie, finanzielle Sicherheit und vor allem sehr viele Freunde, die ihn geachtet und respektiert haben. Er musste sein Land verlassen, weil er um sein Leben fürchtete. Es ist unmenschlich, jemanden jämmerlich sterben zu lassen, der nur in Frieden überleben wollte und niemandem Leid zugefügt hat, an einem Ort wo, offenbar nur zum Schein, die Menschenrechte gepredigt werden.

Angelos Eltern haben mir einen Satz mit auf den Weg gegeben:

„Wir wünschten nur, wir hätten eine kleine Chance bekommen, um unseren Sohn zu sagen, wie glücklich und wie stolz er uns gemacht hat und wie dankbar wir ihm immer bleiben werden.“

Allen Eltern wünschen wir, dass sie so viel Glück und Stolz durch ihre eigenen Kinder erfahren, wie wir das mit unserem Sohn Mohamed erfahren haben und niemals so eine schlimme Tragödie und Schmerz erleben und überleben müssen, die uns den Rest unseres Lebens begleiten werden.“

Wir danken allen, die alles daran setzen, unseren Kindern, die im Mittelmeer ihr junges Leben verloren haben oder verschollen sind, einen Namen, ein Gesicht und vor allem die menschliche Würde zurückzugeben. Wir danken allen Freunden, den NGOs, den Rechtsanwälten, den christlichen und muslimischen Geistlichen, die an unserer Trauer, unserem Schmerz und unserer Ratlosigkeit teilhaben, die für unsere Kinder beten und uns immer noch Trost schenken.

Fünf Menschen haben die 23 Tage im Schlauchboot überlebt. Einer von ihnen, der heute hier in diesem Saal sitzt, erzählte mir, dass er in Italien auf einer verschneiten Bank lag und sich vor Unterkühlung nicht bewegen konnte, weil ihn die Italiener auf die Straße gesetzt hatten. Viele sahen zu und gingen an ihm vorbei. Ein älterer Herr jedoch kam zu ihm, trug ihn bis zu seinem Auto, brachte ihn an einen Ort, wo er mit Wärme behandelt wurde und übernahm alle Kosten. Als der Überlebende sich wieder bewegen konnte, gab ihm der Mann noch 10 Euro und verabschiedete sich. Er wollte nicht seinen Namen nennen, warum auch immer. Das bedeutet, dass es doch noch Menschen gibt, die mitfühlen und dass hier in Europa nicht alles verloren ist. Wir brauchen noch mehr solcher Beispiele, um unsere Menschlichkeit zu zeigen und zu bewahren.

Bei unserer letzten Gedenkveranstaltung erreichte uns der Brief eines trauernden Großvaters, der seine Enkelin im Mittelmeer verloren hat. Er hat die Herausforderung für Europa so beschrieben:

„Wir glauben an die Menschenrechte und an Menschlichkeit – egal ob wir Afrikaner, Amerikaner, Asiaten oder Europäer sind. Jeder von uns ist verpflichtet, das ganze Ausmaß der Tragödien im Mittelmeer weltbekannt zu machen. Wer diese Tat heute nicht verurteilt, wird sich morgen nicht auf ein menschenwürdiges Europa freuen. Die Leute, die im Namen Europas den Tod so vieler Menschen in Kauf nehmen, verraten Europa.“

Ich wollte heute nicht hier stehen und eine Rede halten, weil ich mich dafür schäme, einen Menschenrechtspreis in Empfang zu nehmen. Was konnte ich schon für jene tun, deren Menschenrechte aufs Grausamste ignoriert wurden?

Gar nichts. Ich bin nicht in der Lage gewesen, nach 23 Tagen Suche den Menschen, die meine Hilfe brauchten, das Leben zu retten. Aber die Familien und Freunde der Opfer haben mich dazu ermutigt, den Menschenrechtspreis entgegenzunehmen und damit ein Zeichen zu setzen.

Ich danke Ihnen allen, dass Sie heute gekommen sind, um mit uns gemeinsam dieses Zeichen zu setzen. Ein Zeichen dafür, dass Flüchtlinge auch heute Gehör finden.